

Was bewirkt Meditation? Warum ist es gut oder vielleicht sogar notwendig, daß wir uns damit befassen?

Meditation – ich nehme das Wort jetzt in sehr weitem Sinne – ist das Bemühen, das die weiterführende Gnade rufen wird. Sie ist das Unterpfand beginnender Liebe, ohne die Gott nicht in uns wirken kann. Der Christ der Zukunft wird nur Christ bleiben können, wenn er sein Tun gestützt weiß von innerer Erfahrung und wenn diese Erfahrung ihn mitmenschlich aufschließt. Das bedeutet nicht einfach nur Aktivität, sondern Einfühlung, Rücksicht, Geltenlassen, Werte-Bewußtsein. Alles, was wir in der Gottbegegnung erfahren. Es geht, wenn wir auf unsere Geschichte zurückblicken, um die Menschwerdung des Christen und um die Christwerdung des Menschen. Da stehen wir noch am Anfang.

Zur Spiritualität des Predigtdienstes

Die Gegenwart Gottes zur Sprache bringen

Kurt Josef Wecker, Bonn

*Die Sprache schweigt –
doch wir brechen das Schweigen
und teilen es aus unter Bettlern,
die vor den Kirchenportalen
im Kehrricht nach eßbaren Worten wühlen.¹*

So umschreibt Ulrich H. W. Körtner den Standort der Theologie in dürftiger Zeit. Und damit auch den schweren Stand-Ort des Predigers am Ambo: sein Angang, in dürftiger Zeit den sprechenden Text zum Sprechen zu bringen; im Wort zum Sonntag und im viel schwereren geistlichen Wort zum Alltag das alltägliche Verschweigen Gottes zu brechen oder auszuhalten. Sein Worddienst, den Menschen auf ihrer Suche nach dem einen, ernsthaften, eßbaren Wort entgegenzukommen, mit ihnen das schwere Schweigen zu teilen; denen zu helfen, die vor den Kirchenportalen nach notwendigen Lebens-Mitteln suchen, und denen Deuter zu sein, die im Kirchenschiff mühsam die Klammer erfragen, die die Alltagswirklichkeit und den Raum des Gottesdienstes zusammenhält. Der Prediger wühlt ja selbst im Kehrricht des dürftigen Pastoralalltags nach not-

¹ U. H.W. Körtner, *Theologie in dürftiger Zeit. Ein Essay*. München 1990, 9.

wendigen Lebens-Mitteln; er „hört“ im Alltagsgetöse das Schweigen Gottes und teilt – selbst ein Wortbettler – mit Furcht und Zittern den Reichtum Gottes aus: das eine notwendige, lösende und erlösende Wort, das Mensch geworden ist, Christus, der sich hinabbeugt in den Kehrricht der Welt; der Logos, der verstummt am Kreuz; das Lebens-Mittel, das unendlich mehr ist als bloßes Mittel zum Überleben.

Wo erhalten wir Kraft zu diesem Dienst des Wortsuchens und Wortausteilens, zur Erfüllung des Schweigegebotes und zur Nachahmung des sprechenden (!) Gottes? Leisten wir uns mit dieser Frage den Luxus einer Introspektion? Steht nicht Dringenderes an? „Ich muß noch eine Predigt machen“! Gar abhaken, unter Druck und Unlustgefühlen, skeptisch gegenüber der „Wirksamkeit“ meines Wortes ... Wo erhalten wir Kraft? Ist da eine Ortsangabe möglich?

Gefragt ist nach etwas selten Gefragtem: nach Haltungen und geistlichen Vorentscheidungen, nach sprudelnden Quellen, nach dem, was ich unbewußt mitbringe und dem, dem ich mich aussetze, nach dem, was unausgesprochen Raum gewinnt in meiner Predigt und meiner homiletischen Präparation, und dem, was mir das Predigen so leicht oder so schwer macht. Gefragt ist nach der Atmosphäre, in der diese Sonntagspflanze wächst, und nach dem, der mir Mut macht, das oft viel naheliegendere Schweigen, die Sprachlosigkeit zu brechen und den „toten Punkt“ zu überwinden; nach der Vorgabe eines Wortes, das ich immer wieder laut lesend (*lectio*) murmelnd wiederkäue (*ruminatio*) und im Gebet (*oratio*) erwäge; nach dem, den ich auch in seiner Widerständigkeit und Fremdheit erleide und aushalte (*tentatio*).

Gefragt ist danach, wozu sonst selten Zeit bleibt: nach einer von außen her betrachtet kaum wahrnehmbaren existentiellen Bewegung im Predigtgeschehen, der „Geistesgegenwart“ als dem Kontext zur Predigt. Gefragt ist nach dem alles andere als selbstverständlichen Umgang mit dem „fernnahen“ Text², der mich zunächst anschweigt und erst allmählich ein Wort aus sich entläßt. Gefragt ist nach mir selbst, der ich mit diesem fernnahen Text schwanger gehe, bestenfalls von Montag bis Samstagabend, und der ich mir selbst im Umgang mit diesem Text immer fremder und zugleich neu vertraut werde.

Gefragt ist nach der Begegnung mit den fernnahen Menschen, die mir Gott zuführt, die mir ihr Ohr schenken werden, die einen Brückenbauer suchen, der auf Stege und Übergänge verweist: von hier nach dort, von dort nach hier. Gefragt ist nach dem, der nicht schläft und schlummert (Ps 121,3) und der hellwacher Hörer jeder meiner Predigten ist: dem fernnahen dreifaltigen Gott, der in Christus Erststimme der Kirche und Ersthörer jedes unserer Worte ist, in reiner Gegenwart – *praesentissimus*³ – und unüberbietbarer Aufmerksamkeit für uns.

² P. K. Kurz, *Der Fernnahe. Theopoetische Texte*. Mainz 1994.

³ M. Luther, *Galater-Vorlesung* 1531.1535. Weimarer Ausgabe 40/I 545, 28.

So will ich die Spiritualität des Predigtdienstes begreifen als die Spiritualität einer mehrfachen Begegnung, und in diesem vielfältigen Begegnungsraum möchte ich den „Quell-Ort“ ausmachen, aus dem uns Kraft zufließt, mit offenen Ohren und Mündern Zeugen zu sein.

1. Die geistliche Wechselbegegnung zwischen dem fernnahen Text und dem predigenden Ich

„Als ein geschätzter, kultivierter und eleganter Freund mir sein neues Buch übersandte, überraschte ich mich dabei, wie ich, im Begriff es zu öffnen, meine Krawatte zurecht rückte.“⁴

Mit Höflichkeit begegnet Walter Benjamin der Gedankenwelt eines noch fremden Buches. Cortesia, zeremonielle, stille, konzentrierte Begegnung mit dem Buch – das nimmt auch George Steiner in seinem schönen Essay „Der ungewöhnliche Leser“ in Chardins Gemälde „Le Philosophe lisant“⁵ wahr – eine fast verlorengegangene Kunst aufmerksamen Verweilens am Text, des Bleibens im Primärtext.

Trifft mich der Predigttext als einen „ungewöhnlichen Leser“ an? Wir werden im Aufschlagen des Lektionars, im lauten Vorlesen der Perikope von einem Wort überrascht. Was es mit uns machen wird, was wir mit ihm machen werden, bleibt offen. Am Anfang steht hoffentlich die Vorfreude, die bange erwartungsvolle Frage: Was kommt da auf uns zu? Wer steht vor der Tür? Was wird uns da zugemutet? In welches Geheimnis werde ich einbezogen?

Erinnern wir uns an die hermeneutische Gewissensfrage der dialektischen Theologie, diese Unterbrechung selbstsicherer Annmarschwege in den Text, diesen nie überholten Zwischenruf Karl Barths:

„Was heißt predigen, und nicht: wie macht man das, sondern wie kann man das?“

Und an einer anderen Stelle sagt er:

„Wir sollen als Theologen vor Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollten Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“⁶

Barths aus der Sprachnot des Predigers geborene Frage ist die Umbiegung einer anderen, pragmatischen Frage an die Schriftstelle, die dem Praktiker näher liegt: Was habe ich mit dir zu schaffen? Was soll ich mit dir anfangen? Was sollen wir denn – um Gottes willen – tun?

⁴ W. Benjamin, *Einbahnstraße*, in: ders., Ein Lesebuch. Hrsg. M. Opitz. Frankfurt 1996, 102.

⁵ G. Steiner, *Der ungewöhnliche Leser*, in: *Der Garten des Archimedes. Essays*. München 1997, 9–36.

⁶ K. Barth, *Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge*. München 1925, 103 u. 158.

Die Frage, wie ich es wagen kann, vor Gott das Wort zu ergreifen, mit Gott ein Gespräch zu führen, müßte an die Stelle dieser anderen, atemlos gestellten Frage treten, wie es am schnellsten und effektivsten geht, was ich mit Gottes Wort anfangen kann, wozu die Predigt aufrufen will. Es müßte sich die Situation wiederholen, einen lange erwarteten oder einen überraschend empfangenen Brief zu öffnen: eine Spur von Neugierde und hastigem Öffnen, von raschem Überfliegen, von Herzklopfen ... Darauf sollte ich gefaßt sein, mich einem Brief Gottes auszusetzen, der mich trifft. Gott will mich treffen. Sein Wort „hat es in sich“. Er schlägt den Ton an, nennt das Thema, gibt ein Motiv vor. Ich habe Schöpfung Gottes vor mir, Neuland. Löst es Entdeckerfreude aus? Begegne ich dem Text so, als wäre es das erste Mal, oder bin ich dem Wort gegenüber „verblüffungsresistent“, lustlos, gelangweilt? Ist es bereits im ersten Angang ausgelaugt, totgepredigt, mit Klischees, Vorbehalten und Lieblingsgedanken im voraus ummauert? Dabei steht das Evangelium wie ein „fremder Gast“ (Hans Weder) vor meiner Lebenstür und bittet ohnmächtig um ein empfängliches Herz.

Bestenfalls beginnt nun die Zeit der contemplatio und der ruminatio, in der ich beim Text bleibe, mit dem Text gehe, ihn wieder-hole, bewohne, in ihm hause, ihn wiederkäue und mir vorsichtig zu eigen mache: Will ich ihn entschlüsseln, will ich ihn kleinkriegen? Oder will ich, daß er mir zu schaffen macht, in mir arbeitet, mich begleitet auf all meinen Wegen, daß er mir schwer auf dem Magen liegt oder meine Augen schärft? Das Wort wartet darauf, auswendig gelernt zu werden, mir inwendig zu werden. Hier betrete ich einen Spannungsraum, bewege mich zwischen Polen: Aneignung des Textes – Enteignung durch den Text; Erfahrung – Widerfahrnis; Bestärkung tiefster Wünsche – Durchkreuzung von Liebgewonnenem.

Darf mich Gottes Wort fragen – wie Philippus den Eunuchen – „Verstehst du auch, was du liest?“ (Apg 8,30). „Wenn ich die Bibel lese, merke ich, daß der Text mich liest“, so zitiert Gerhard Sauter eine Bibelleserin⁷. Ich, der ich vielleicht beginne, in die Bibel etwas hineinzulesen, halte mich bereit, selber gelesen, übersetzt zu werden. Zu „merken“, daß ich gelesen und ausgelegt werde, das wäre ein spiritueller Moment in der Begegnung mit dem fernnahen Text. Vielleicht überkommt mich nur ein augenblickliches Zögern, eine Irritation; ich Text-Macher stolpere im routinierten Gedanken-Gang, im zielsicheren Gang zum Bücherregal, zu den Sekundärtexen, zum Zettelkasten; ein haarbreiter Riss tut sich auf, durch den Geist, Heiliger Geist eindringt, mich aufmerken läßt. Es kann die Stunde der Reinigung, des Leer-Werdens und der Erfüllung sein. Dann wäre es der Sieg des Primärtextes, der primären Geist-Erfahrung über meinen Drang zum Sekundären.

⁷ G. Sauter, *Die Kunst des Bibellesens*, in: *EvTh* 52 (1992), 347–358, 359.

Ich erleide das Schweigen des Textes, dessen Wörter mich anschauen und um Verstehen bitten. Werde ich die Verschlossenheit des Wortes aushalten in patientia und humilitas? Aushalten, wenn sich der Text mir zeitweise verweigert, wenn es zunächst nur „Wörter“ sind, die mich leer anschauen, wenn das Unsagbare mich anschweigt, wenn ich anklopfe und warten muß, bis Gottes Wort mich in sein Haus aus Licht hineinruft? Luther spricht von der „*vita passiva*“⁸ als der Grundhaltung einer geistlichen Lebensbewegung. Halte ich mich bereit, von Gottes Wort angeschaut, gelesen, begleitet und in die Grundpassivität des aufmerksamen und darin höchst aktiven, weil erwartungsvollen Hömers hineinversetzt zu werden?

Der Raum der *contemplatio* und *ruminatio* ist methodisch weder zu steuern noch anzuzielen, sondern hat mit dem zu tun, was wir Gelassenheit, Spontaneität, Aufmerksamkeit, Liebe zum Wort, Warten auf Geistesgegenwart nennen. Es ist die Zeit im Wartesaal, dem pfingstlichen Vorraum der Ein-Fälle, der Ein-Drücke, der möglichen Verstrickungen in unerhörte Geschichten. Es ist die Eigenart dieser Phase, daß sie Teil der Predigtarbeit und doch uneigennützig, absichtslos ist, daß sie in die Predigt einfließt, ohne daß der Ertrag dieser Phase funktional ver zweckt werden kann.

Fernnah ist der Text: ein uralter Ur-Text und zugleich „irgendwo schon mal gehört“, eine befremdliche Zone und doch ein Text, der mich kennt, der mir meine Wünsche von den Lippen abliest, sie erfüllt oder überbietet, aber auch: ein Wort, das mir mehr verheißt, als ich in den kühnsten Träumen zu hoffen wage. Das Geheimnis der im Text verborgenen Nähe Gottes ist wie in Geschenkpapier eingewickelt, so daß ich ein ganzes Predigtleben damit verbringen darf, es zu enthüllen, zu erfahren, zu erraten. Hier schlägt die Stunde des homiletischen Credo: Ich glaube an die Unabgeschlossenheit und Uner schöpflichkeit der Schriftquelle.

Fernnah, auch historisch und darum als Ursprungszeugnis zu respektieren, als Zeugnis des „Ein-für-allemal“ (HAPAX) aus Hebr. 9,26–28. Dieses Schlüsselwort schmückt die Turnhalle in Bonhoeffers Predigerseminar in Finkenwalde⁹. „Alle Jahre wieder“ das „Ein-für-allemal“ bezeugen! Diesem HAPAX gerecht zu werden dient auch die historisch-kritische Vergewisserung bei der Predigtvorbereitung. Werde ich die Spannung aushalten zwischen der nüchternen Auslegungsmethode und der Heiligkeit des Wortes Gottes?

Unabgeschlossenheit des Textes ist das eine; die Angst vor der Einfallslosigkeit eines leeren, ausgepumpten Predigers, der sich verausgabt hat und sorgt, ist das andere: Wird es reichen? Wirst du mir, Herr, eine Einfallskraft

⁸ Ch. Link, *Vita passiva. Rechtfertigung als Lebensvorgang*, in: *EvTh* 44 (1984), 315–351; er verweist u.a. auf M. Luther WA 5, 166, 11–19, vgl. auch H. Weder, *Neutestamentliche Hermeneutik*. Zürich 1986.

⁹ E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse*. München 1967, 490.

schenken, die für die nächste Predigt reicht, hast du Überfluß in petto, von dem ich zehren darf?

Eine andere Frage tut sich auf: Ist die Exegese selbst Gebet, geht es um die „Heiligung des Predigers“ (R. Bohren) oder darf der Prediger als Ausleger der Schrift nur an der Sache, aber nicht an sich und seiner subjektiven Heiligung interessiert sein? Ist jeglicher Vermengung von Exegese und Gebet vorzubeugen? Erschrecke ich bei der Vorstellung, daß der Text mir ausgeliefert ist? Werde ich Hüter, Verteidiger des Geheimnisses sein oder es ausplaudern, zur banalen Allerweltsweisheit entschärfen und so zum Verräter der Tradition werden?

Darum gehört zur Spiritualität des Predigers auch die selbstkritische Frage, wie ich eigentlich sonst Menschen, Texten, Situationen begegne, ob mich ein Ungeist der Zeit zwingt, sie mir anzueignen. Oder lasse ich sie in ihrer Fremdheit, ihrem Eigen-Sinn sein: als „fremde Gäste“? Wird das Wort mich verwandeln können zum „Sprachrohr des Geistes“ (R. Bohren)? Werde ich so zum Hörer des Wortes, daß ich versunken bin im Wort?

Spiritualität des Predigers ist auch das Ja zum Vorsprung des Predigtextes, der ja nicht nur irgendwie immer schon in der Gemeinde bekannt ist, sondern vor mir und ohne mich in ihr lebt, gelebt wird und sein Eigenleben entfaltet: „Worte des lebendigen Gottes“, zu denen ich einen kleinen Kommentar, eine Einfärbung und Vertiefung beisteuere. Die Heilige Schrift verlangt Selbstbescheidung des Zeugen, der Mitspieler ist, aber nicht Regisseur und Hauptakteur. Der lesende Philosoph in Chardins von G. Steiner ausgelegtem Bild hat die Sanduhr und den Totenschädel neben sich liegen: Die Lesezeit ist kurz und Gottes Wort bleibt, wird auch nach mir und ohne mich gelesen und ausgelegt¹⁰.

Ich darf ein Bild betrachten, aus den Psalmen, vielleicht den Gleichnisse des Himmelreichs malenden Jesus – und dann?

„Der christliche Prediger, töricht genug zu hoffen, sehen machen zu können – mutig genug, das zu hoffen – zeichnet etwas in die Luft, malt etwas vor die Augen, wie mit Kreide ins Dunkel gezeichnet, mit der Kreide des Wortes in die Verdüsterungen einer Seele ... Uns wird etwas hell vor Augen gemalt, eine Person, der Gekreuzigte.“¹¹

Vielleicht kann er es Walter Benjamin nachfühlen:

*„Ich bin ein Maler, der aus Schatten
Das wunderbarste Bildnis malt
Und teurer seine Farben zahlt
als andre ihre vollen satten“¹²*

¹⁰ Vgl. G. Steiner a.a.O. (Anm. 5), 11–14.

¹¹ M. Trowitzsch, *Nachkritische Schriftauslegung*, in: ders., *Karl Barths Schriftauslegung*. Tübingen 1996, 73–109, hier 73 f.

¹² W. Benjamin, *Sonette*. Hrsg. R. Tiedemann. Frankfurt 1986, 63.

2. Begegnung mit mir selbst und meiner Wirklichkeit im Licht des Textes

In Günther Grass' Roman „Ein weites Feld“ passiert bei einer Hochzeitsfeier einer Ostberlinerin mit einem münsterländischen Jungunternehmer dem Prediger, der zu einer kleinen Rede an die Festgesellschaft anheben will, folgendes scheinbare Mißgeschick: Bevor er beginnt, scheint sich die Zeit schier endlos zu dehnen, denn er „sammelte sich zur Rede, indem er seinen weich gezeichneten Mund öffnete, schloß, öffnete, dann wieder preßte, als wollte er die Lippen kneten und für längeren Gebrauch gefügig machen“. Er wirkte auf die Hörer so, als ob „er stehend nach Worten suchte, einige fand und sogleich verwarf, neue als untauglich erprobte, ganze Sätze verschluckte, größere Brocken zerkaut“ ... Er wirkte wie einer, „der es nicht leicht mit sich hatte“. Er ist vielmehr ein „Fisch, der sprechen übte“. Er wird dann eine Predigt über den Zweifel halten und darin auf den massiven Widerstand derer stoßen, deren Sinn nach anderem, nach ungebrochenen Glaubensaussagen oder Nettigkeiten steht.¹³

Predigtvorbereitung ist eine Schwangerschaft, der mühsame und in guter Hoffnung gegangene Weg zu einer vielleicht schweren Geburt. Es predigt, es antwortet ein Ich, ein suchendes, nach Gott fragendes, ihn nicht habendes Ich; es predigt einer, der leidet an der Verborgenheit der Epiphanie Gottes. Einer, dem aufgeht, wie selbstverständlich Gott vorausgesetzt ist im biblischen Zeugnis und wie schwer sich der skeptische aufgeklärte Zeitgenosse daran abarbeitet. Es predigt einer – und in der Predigt feiere ich ja in Worten die Nähe Gottes –, der an der Ferne Gottes sich aufreibt.

Muß dieses Ich, das in die Predigtvorbereitung einfließt, am Ambo abtauchen? Wird es Verstecke suchen und sie finden im Wir, im Man, im Allgemeinen? Wird der Mut zum Ich, zum persönlichen Verwickeltsein in den ausgelagerten Text zur geistlichen Kompetenz des Predigers gehören? Der Prediger ist ein der Gemeinde zugewandtes, betroffenes Antlitz, kein austauschbarer Nachrichtensprecher. Ein Ich spricht und bittet um Gehör – also möge ich zu meinem Ich stehen. Ein Ich, das ehrlich ist und freigibt, das bekennt und bohrt, das sich verantwortet und andere ermutigt, vor Gott „Ich“ zu sagen. Als Prediger möge ich Orantenhaltung einnehmen und für mich beten: Herr, führe mich nicht in Versuchung, auszuweichen in Leerformeln, abzudriften in Moral oder in das Kommentieren der „Themen des Tages“, in nicht ganz so eigen-sinnige Texte, die den gesellschaftlichen und gemeindlichen common-sense kaum stören. Haben wir Respekt vor dem „Eigen-Sinn“ (K.-H. Bieritz) des Evangeliums!

Ich stehe unter Zeitdruck. Immer wird es an Zeit fehlen, um Unausschöpflichem gerecht zu werden. Ich erlebe mich, vielleicht nur an diesem Punkt mei-

¹³ G. Grass, *Ein weites Feld*. Göttingen 1995, 300–303. Vgl. dazu den Aufsatz von D. Steinfort, in: *GuL* 69 (1996) 327–330.

nes pastoralen Tuns, kreativ, stehe in der Nachfolge des schöpferischen Gottes. Und das heißt auch, auf der vielleicht hektischen Suche nach dem Predigt-Einfall oder dem resignativen Aushaltenmüssens der eigenen Einfallslosigkeit. Oder wird dieser Zeitdruck zum soteriologischen Druck? Nehme ich mich zu wichtig und meine Predigt zu ernst, stelle ich mich nicht in die lange Reihe der Zeugen, die vor mir und nach mir das Evangelium bezeugen, vergesse ich, daß der Text, über den ich predige, länger Bestand hat als meine Predigt, als mein Leben, vergesse ich die Einbettung der Predigt in die helfende Umgebung eines liturgischen Geschehens, das auch für sich selbst spricht? Vergesse ich die Hörer, die in Wort und Tat das Evangelium auszulegen versuchen?

Hier wäre zu reden von einer Spiritualität der Selbstzurücknahme, der Demut, der Diskretion und behutsamen Selbstthematisierung, der realistischen Selbsteinschätzung, der Selbstannahme der eigenen Armseligkeit und Zerbrechlichkeit.

Und dabei ist der Predigttext selbst „das Ganze im Fragment“, Perikope, d.h. etwas Ausgeschnittenes: Gott in seinem Wort macht sich klein, zum Kapitel.¹⁴ So wird er sich auch zerbrechlich klein machen am zweiten Tisch der heiligen Feier, im eucharistischen Gabengeschehen. Darum braucht auch der Prediger nicht alles zu sagen, darf unfertiges Fragment sein, vielleicht ein „offenes Kunstwerk“ (Eco) wagen.

Spiritualität der Predigt ist die Wahrnehmung des Privilegs, das mir der Predigttext gibt, nicht erst am Sabbat und Sonntag den Alltag zu unterbrechen: schon am Montag bekomme ich eine Möglichkeit, den diffus zerfließenden Alltag unter ein bestimmtes Licht zu rücken.

Da meldet sich freilich eine Gefahr: daß ich zum Schmetterlingsjäger werde, der mit seinem geistlichen Netz durch den Pfarralltag eilt und Material auffängt. Alltag wird da spiritualisiert, zum Sammelbecken und Anknüpfungspunkt meiner Einfälle und Einstiege. Darf der Alltag auch Eigenraum bleiben, ein gefährdeter Raum, vielleicht ganz ohne erkennbare Verheißenungen und Wunder, ein Raum, der keine unmittelbaren theologischen Aussagen machen will? Hat es der komplexe Alltag verdient, daß ich ihn zur Motivation und Illustration verzwecke, der Alltag einer Gemeinde, der sich weit weg vom Kirchenraum abspielt und dessen Arbeits- und Freizeiträume ich nur aus der Ferne erahne? Hat es der Alltag verdient, daß er sich garantiert mit der Liebe Gottes reimt, daß er automatisch hinausläuft auf den immer passenden Text? Tut sich in ihm garantiert die passende Frage zur Sonntagspredigt auf?

Das spirituelle Profil des Predigers in den Spiegel des Textes zu halten, läßt mich erschrecken, vielleicht kapitulieren vor der Größe des Textes. Geh weg

¹⁴ Vgl. J. Sudbrack, *Von der Kraft und der Zerbrechlichkeit des Wortes. Überlegungen zum Sprechen von Gott*, in: *GuL* 57 (1984), 1–4.

von mir, ich bin ein ständiger Mensch. Der „unreine Mensch“ (Jes 6,5 und Jer 1,6) wird ja vom Glauben zum Reden getrieben. Der Text ist so klar und ich bin so zweideutig. Der Text ist so schön und ich zerrede ihn; er bietet die neue Sicht an und ich übersehe geflissentlich; er lädt ein, einzutreten, und ich halte Distanz; er ist so weiträumig und ich bringe die Weite auf einen engen Begriff; er bezeugt das Wunder und ich bezähme es zu einer puren Selbstverständlichkeit; er erinnert an Christi Gegenwart und ich behandle den auferweckt Gegenwärtigen wie ein Kulturerbe und Denkmal, als lebloses Abstraktum, als den, mit dem allen Ernstes nicht mehr zu rechnen ist.

Geben wir uns doch einmal Rechenschaft, wo unsere Predigten entstehen? In welchem Zeit-Raum, an welchen Orten? Kommen Predigtworte aus der Stille oder kommt unser Wort zur Welt mitten in der Geräuschkulisse und der Mobilmachung meines Alltags? Gab es im Umfeld meiner Predigtschwangerschaft einen Tapetenwechsel zwischen diesen Polen, einen geistlichen Kuraufenthalt, wo ich meine vertraute Welt verlassen habe und sie konfrontiert habe mit anderen Lebenswelten und Stand-Punkten? Kann ich mich unfertig (nicht: unpräpariert) „vor die Menschheit wagen“? Wird die Predigt nachts geboren, ist sie eine schwere Geburt, ein ungeliebtes Kind? Gehe ich ermutigt oder entmutigt ans Werk und aus dem Werk heraus? Erwarte ich, daß sich Klarheit einstellt? Wurde wenigstens einmal ausdrücklich der vielleicht routinierte Werdeprozeß der Predigt durch die Bitte um den Advent des Geistes unterbrochen? Bonhoeffer, an Luthers Dreischritt oratio-meditatio-tentatio geschult, betet darum um Geistesgegenwart:

„Die Arbeit an der Predigt beginnt vor dem aufgeschlagenen Text mit dem Gebet. Dieses Gebet gehört zur sachlichen Ordnung der Predigtarbeit, nicht auf die erbauliche Seite.“¹⁵

Veni, creator spiritus – und erfülle meine Predigtwerkstatt!

3. Die Begegnung mit denen, denen ich mein und sein Wort schenke

„Die Voraussetzung der Predigt muß ganz schlicht die Liebe des Predigers zu der Gemeinde sein. Liebe, das heißt ganz schlicht: Nicht ohne diesen anderen, den man liebt, sein wollen, sondern mit ihm sein wollen, wie er nun einmal ist, in seiner Totalität, in seiner Wirklichkeit. Die Wirklichkeit der Gemeinde, das ist die Wirklichkeit der Kirche im finsternen Tal. Wenn ich diesen Menschen das Wort Gottes sagen will, so muß ich diese Menschen lieb haben, mit ihnen sein wollen, wie sie sind.“¹⁶

¹⁵ D. Bonhoeffer, *Finkenwalder Homiletik*. Schriften Bd. IV, 258; vgl. auch R. Bohren, *Predigtlehre*. München 1971, passim.

¹⁶ K. Barth, *Die Gemeindemäßigkeit der Predigt*, in: G. Hummel (Hrsg.), *Aufgabe der Predigt*. Darmstadt 1971, 176.

In einer begrenzten Phase der Predigtvorbereitung darf es geschehen, daß mir die Hörer aus dem Blick geraten, als sei das Gotteswort nur mir zugesetzt. Aber der Weg geht weiter. Heinrich von Kleist rät:

„Wenn Du etwas willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rat ich dir, mein lieber, sinnenreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“¹⁷

Ich nehme die an und mit hinein in den Prozeß, mit denen ich im hl. Geist verbunden bin (was nicht heißt: eines Sinnes bin!), die mir den Rücken stärken und das Sprechen leicht machen. Ich nehme sie an als meine Zeitgenossen; nehme mich wahr als einen von ihnen.

Welches Gesicht können wir nennen, dem wir unsere Predigt gewissermaßen widmen? Jenen „Einzelnen“ (Kierkegaard), auf den hin ich persönlich spreche? Vielleicht gerade die mir Fremden, die andere Fraktion? Mit wem war ich im helfenden Gespräch? Sind auch die dabei, die „draußen“ sind? Habe ich sie lieb, weil sie mir wahlverwandt sind? Habe ich den „Einzelnen“ lieb, dessen Anwalt ich sein möchte? Predigt ist ein Akt der Nächstenliebe, „Grüßen des Nächsten“ (F.-W. Marquard), ein gutes Werk am anderen Menschen. Predigen ist eine meiner Gesten, einem anderen Menschen Gottes Liebesbrief in den Briefkasten seiner Lebenswoche zu legen, mein Versuch, heilsam die Mühle des Alltags zu unterbrechen. Sehe ich auch in der Gemeinde einen zu lesenden Brief Gottes? Sehe ich sie (und mich) und die Welt als verbesserlich an? (E. Lange) Sehe ich den Hörer in Gottes Hand? Helfe ich dem Hörer, sich zu entdecken im Text, Gleichnisse des Himmelreiches aufzuspüren? Wird dem Hörer deutlich, daß meine Predigt Fragment ist, daß sie das Ungesagte dazudenken können, daß sie mitwirken, dem Fragment einen Namen zu geben? Hier wäre eine Spiritualität des Torso und der Freigabe des fernnahen Anderen zu entfalten.

Darin liegt auch meine Anfrage an die zu strenge Forderung nach einer „Zielsatzformulierung“ in manchen homiletischen Entwürfen. Mit Karl Barth gesprochen:

„Ein solches Vorhaben des Predigers kann nichts anderes sein, als der Versuch, dem vorzugreifen, was Gott selbst in der Predigt tun will ... Gott setzt in der Predigt, was er setzen will und wird ... Die Predigt soll stets bergab gehen, nie bergauf, irgendeinem Ziele zu. Es ist ja schon alles geschehen.“¹⁸

Nicht für das Predigtgeschehen, wohl für die Vorbereitung gilt: „Der ausformulierte Zielsatz ... ist die Bitte an den Geist Gottes, sich der Predigt und der Zuhörer anzunehmen“¹⁹, schließt also eine Eigendynamik der Predigt nicht aus, nimmt den Hörer zwar methodisch bei der Hand, ohne ihn jedoch zu ma-

¹⁷ H. von Kleist, *Sämtliche Werke*. Wiesbaden o.J., 1032.

¹⁸ K. Barth, *Homiletik. Wesen und Vorbereitung der Predigt*. Zürich 1966, 34 u. 38.

nipulieren und zu entmündigen. Habe ich Verständnis mit dem Hörer, der nicht nur im Kirchenjahr lebt, sondern im bürgerlichen Zeitlauf, dem ich zum Lob Gottes und des Lebens verhelfen möchte, dem ich Wege eröffnen möchte?

Predigt ist ein Ort, an dem ich dem anderen zur Sprache, zum Glauben verhelfe, seine Fragen erahne, seine tief sitzende Skepsis gegenüber Worten. Sie ist Einübung in die Geduld, meine und der Hörer Durchschnittlichkeit auszuhalten, mein Ruhebedürfnis, meine Langeweile, meine Vergesslichkeit, meine existentielle Distanz zu dem Text, vor dem wir gemeinsam stehen, unter dem wir gemeinsam gerichtet und gerettet sind.

4. Begegnung mit dem stets präsenten Ersthörer, mit Gott

Zur Gewissenserforschung des Predigers gehört vielleicht das bittere Eingeständnis: Auch ich bin ein schlechter Hörer anderer Predigten, höre mich am liebsten selber reden ... Ich setze mich in der Begegnung einem Hörer aus, der mir möglicherweise Angst macht, weil er von mir das gepredigte und (!) gelebte Wort erwartet, meine Worte in kritische Beziehung setzt zu der Art, wie er mich sonst erlebt und mir darum Sein (= Gottes) Wort nicht abnimmt.

Spiritualität des Predigers ist die der Selbstzurücknahme, die die Hörer nicht „im Griff“ hat. Denn der erste Hörer des Wortes ist der Erstsprecher des Wortes: Gott selber. Ich lege Gottes Wort im Angesicht Jesu Christi, des Exegeten des Vaters, aus; in seiner Gegenwart zu reden, Ihm mein Wort zuzumuten, Ihn im Zeugenstand zu bezeugen oder zu verteidigen oder anzuklagen, ist die kaum bedachte Seite der Spiritualität der Prediger. Die wenigen Minuten am Sonntag sind die Stunde der Wahrheit, Ort Seines sprechenden Hervortretens, Seiner hörbaren Erscheinung, Zulassung eines sprechenden Geheimnisses, das sich eucharistisch kosten lässt. Ich beschwöre die Gottesgegenwart nicht, ersetze sie nicht, vertreibe sie Gottseidank auch nicht: sie ergibt sich, setzt sich unauffällig zwischen uns, hört zu.²⁰ Kierkegaard schreibt:

„Das Merkwürdige in der Art, auf welche die Menschen im Verhältnis zu Gott sprechen oder über ihr Verhältnis zu Gott, ist dies, daß ihnen ganz zu entgehen scheint, daß Gott sie ja auch hört.“²¹

Der, von dem wir sprechen, hört allen Ernstes zu, wir reden ihn auch nicht herbei, wir erinnern nicht bloß an seine Gegenwart. Seine hörende Nähe ist da,

¹⁹ A. Damblon, *Homiletisches Stichwort „Predigtziel“*, in: *Weizenkorn LJC* 2 (1983), Stuttgart 1982, 122.

²⁰ Vgl. M. Trowitzsch, *Die nachkonstantinische Reichskirche, die Kirche der Postmoderne – und Martin Luthers antizipierende Kritik*, in: *BThZ* 13 (1996) 3–35.

²¹ S. Kierkegaard, *Die Tagebücher*, Bd. 3. Düsseldorf 1968, 26, und dazu: G. Bachl, *Der schwierige Jesus*. Innsbruck 1994, 9–16.

wenn niemand sonst uns zuhört. Er schaltet nie ab, vergißt nichts. Und doch droht mir nicht das aggressive Gehör eines „großen Lauschangriffs“, sondern es lauscht der geduldigste, aufmerksamste, erfreulichste Hörer, den wir uns wünschen können: der, der unser spirituelles Profil durchschaut und um die Not meiner Gottesrede weiß. Die Erinnerung an diesen Hörer, der bleibt, wenn alles uns vergißt und verläßt, ist vielleicht die notwendigste Durchbrechung falscher Selbstverständlichkeiten im Predigtgeschehen. Der, der die Genese der Predigt begleitet hat, ist so bei mir, daß durch ihn und mit ihm und in ihm und vor ihm Er zu Wort kommt. Nur dann fällt meinen schwachen Worten Leben zu, wenn sie in die österliche Realpräsenz Christi hineingesprochen werden, wenn die verheißungsvolle Nähe des Auferweckten den Ambo zum Zeugengestand macht.

Sich dieses stillen Gasthörers inne zu werden, dazu verhilft der liturgische Kontext der Predigt, der als ganzer „Anrufung des gnädigen Gottes“ (Karl Barth) ist und den Liturgen zur gelassenen „Selbstvergessenheit“ einlädt.

Im „Nachlaß zu Lebzeiten“ von Robert Musil finden sich zwei Sätze:

„Schafe sind ängstlich und blöd, wenn der Mensch naht; sie haben Schläge und Steinwürfe des Übermuts kennengelernt. Aber wenn er ruhig stehen bleibt und in die Weite starrt, vergessen sie ihn.“²²

Ein merkwürdiges Bild wohl für das Predigtgeschehen, eine vielleicht seltsame Rolle des Predigers, der doch den Mund aufzutun hat: zuweilen ruhig stehen zu bleiben, in die Weite zu starren, mit geschlossenem Mund und offenem Ohr gelassen, in Erwartung, daß ihm Kraft zuwächst. Dann kann es geschehen, daß im Raum der Predigt alle beginnen, ins Weite zu starren, sich und den Prediger zu vergessen, und horchen, ob uns aus der Weite das unerhört neue, eßbare Wort wie Brot vom Himmel erreicht, das uns längst angesprochen hat.*

²² R. Musil, *Nachlaß zu Lebzeiten*. Reinbek 1957, 26.

* Dieser Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Referates anlässlich der Tagung „Die Botschaft heute“ im Priesterseminar Limburg am 4. Februar 1998.